

Ein Briefdialog zwischen Rudolf Gaßenhuber und Robert J. Kozljanič

Auf der Suche nach der verlorenen Lebendigkeit



**Natur, Herrschaft, Herzsinn –
Vom langen Weg zur Naturfreundschaft**

**Dieser Titel ist auch als eBook erhältlich
ISBN 978-3-944 708-85-0**

**Sie finden uns im Internet unter
www.ziel-verlag.de**

Wichtiger Hinweis des Verlags: Der Verlag hat sich bemüht, die Copyright-Inhaber aller verwendeten Zitate, Texte, Bilder, Abbildungen und Illustrationen zu ermitteln. Leider gelang dies nicht in allen Fällen. Sollten wir jemanden übergangen haben, so bitten wir die Copyright-Inhaber, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Inhalt und Form des vorliegenden Bandes liegen in der Verantwortung der Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Printed in Germany

ISBN 978-3-944 708-84-3 (Print)

Verlag: ZIEL – Zentrum für interdisziplinäres erfahrungsorientiertes Lernen GmbH
Zeuggasse 7 – 9, 86150 Augsburg, www.ziel-verlag.de
1. Auflage 2019

Umschlagbild: Birkenhain im Biosphärenreservat Šumava,
Naturschutzgebiet im Böhmerwald (Rudolf Gaßenhuber, Mai 2018)

Grafik und Layoutgestaltung: Stefanie Huber, **Friends Media Group GmbH**,
Zeuggasse 7 – 9, 86150 Augsburg

© Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

1. Freundschaft mit der Großen oder Kleinen Natur?	05
2. Ekstase, Alltag und Öffnung des Herzsinn	13
3. Authentisches Natur-Erleben und Naturdistanz	27
4. Jeder kann eine Katze sein	51
5. Eröffnung und Kultivierung des Herzsinn	63
6. Frieden und Krieg. Zurück zum Herzsinn	95
Nachwort: Vom Geist zur Gegenwart	105
Bildnachweis	113
Die Autoren	114

1. Freundschaft mit der Großen oder Kleinen Natur?

von Rudolf Gaßenhuber

11. Februar 2016

Sehr geehrter Herr Dr. Kozljanič,

ich habe eben Ihr anregendes Buch „Freundschaft mit der Natur“ gelesen und würde Ihnen dazu gerne eine kleine Besprechung schicken und eine Frage stellen.

Freundliche Grüße

Rudolf Gaßenhuber

von Robert J. Kozljanič

11. Februar 2016

Sehr geehrter Herr Gaßenhuber,

Ihre Besprechung und Ihre Frage interessieren mich natürlich!

Wie ich gesehen habe, sind Sie auch Mitglied in der „Gesellschaft für Neue Phänomenologie“. Dort werde ich auf der Tagung zur religiösen Erfahrung am 8./9./10.4.2016 den Vortrag „Naturästhetische Kontemplation und säkularisierte religiöse Naturerfahrung heute“ halten. Wäre ja evtl. auch eine Gelegenheit zur Diskussion ...

Mit besten Grüßen

Robert J. Kozljanič

von Rudolf Gaßenhuber

11. Februar 2016

Sehr geehrter Herr Kozljanič,

danke für Ihre freundliche Einladung und Ihren Vortragshinweis. Das wäre eine schöne Gelegenheit für einen Austausch, aber ich weiß noch nicht, ob es mit Rostock heuer etwas wird.

Hier also die angekündigte Post.

Ich habe Ihr Buch „Freundschaft mit der Natur“ mit großem Interesse und viel Gewinn gelesen. Sie suchen, so lese ich den Text, nach der Großen Natur, nach Landschaft, nach Dämonen, Visionen, Elementarseelen und Urgründen. Natur soll sich zeigen, soll überwältigen und soll uns eine schlagende Antwort geben auf die großen Fragen des Lebens. Ihr Text sucht weniger nach der Kleinen Natur, dem Unspektakulären, dem Garten, dem Floh, der nicht stirbt, dem Tier, das begegnet, dem menschlichen Gegenüber. Sie treffen eine Auswahl unter möglichen Naturzugängen, könnte man sagen, und Ihr Interesse geht mehr in Richtung eines sich zeigenden Göttlichen, das sich in besonderen Erlebnissen erfahren lässt. Das Exzeptionelle scheint ein wesentlicher Zug dieser Zugänge zu sein: rauschhafte Begeisterung, Überhöhung von Phänomenen zur Allegorie Gottes, Aufladung zur Epiphanie der Olympier, Durchbrüche, Visionen und Dämonen. Andererseits sprechen Sie so gut wie nicht von Verwandtschaft, von Totemismus und gar nicht von konkreter Freundschaft zwischen Mensch und Tier, wie beispielsweise Androklos. Die Geschichte von Androklos erzählt eine aus der Römerzeit vom Antiquar Aulus Gellius überlieferte Begebenheit einer Freundschaft zwischen einem Menschen und einem Löwen. Die Erzählung wurde wahrscheinlich ausgeschmückt und dramatisiert, wird aber einen wahren Kern enthalten. Der entflozene Sklave Androklos erlöst in Afrika einen wilden Löwen von einem großen Stachel in einer schon vereiterten Wunde. Die beiden freunden sich an und leben jahrelang zusammen. – Wie es das Schicksal will werden sie getrennt, der entflozene Sklave wird gefangen und sie treffen schließlich im Circus Maximus ohne ihr Wissen wieder aufeinander. Zur Strafe für seine Flucht soll der Sklave von Löwen zerrissen werden. Der Löwe jedoch erkennt seinen früheren Freund wieder und beide begrüßen sich freudig und herzlich. Die Zuschauer und der Kaiser sind gerührt und beide erhalten am Ende die Freiheit. (Hier z.B. findet man die ganze Erzählung: http://www.mosapedia.de/wiki/index.php/Androklos_und_der_Löwe)



Androklos und der Löwe, eine römische Erzählung, illustriert von John Dickson Batten um 1910

Ihr Erlebnis mit dem Siebenschläfer (Kozljanič, R. J.: Freundschaft mit der Natur – Naturphilosophische Praxis und Tiefenökologie, Klein Jasedow 2008, S. 51f.) allerdings geht in eine andere Richtung und hat mich besonders angesprochen. Auf dieses Erlebnis möchte ich genauer eingehen und dazu würde ich Ihnen gerne eine Frage stellen.

Sie übernachteten in einer Höhle. Sie träumen von Mäusen und Ratten, die sich Ihnen bedrohlich nähern. Schließlich werden Sie von einem Siebenschläfer geweckt, der in Ihrem Rucksack herumschnüffelt, und Sie verscheuchen ihn. Am Morgen ist das Tierchen immer noch da, seine rein zutrauliche Gegenwart wird Ihnen bewusst und Sie kritisieren sich selbst wegen Ihrer defensiven und ängstlichen Haltung: „Dieser kleine Kerl hielt mir also einen Spiegel vor ...“

Was ist da passiert? Ich meine nicht die Angst, ich meine das Sympathiegefühl „der kleine Kerl“. Was haben Sie mit diesem Gefühl gemacht? Darin zeigt sich ja eine Hinwendung/Herzöffnung, ein Angesprochenwerden, ein Anfang von Begegnung und möglicherweise Bindung. Wenn Natur zu uns spricht, dann hier, würde ich meinen. Also meine Frage: Was haben Sie damit gemacht, als Ihnen der kleine Kerl eine zutrauliche Gegenwart schenkte. Als die Nacht verflog und Sie in seine dunklen Knopfaugen schauen durften?



Blick aus der Klausenhöhle

Für mich waren Sie dem Buchthema „Freundschaft mit der Natur“ hier am nächsten. Was Sie beschreiben, ist ein Wandel von Angst zu Zutrauen, ein Wechsel von Kampf zu Zusammen-da-sein. Wenn der abendländische, beherrschende Geist sich mit der Natur befreunden soll, hätten wir dann nicht in diesem Wandel ein Modell dafür? Es wäre ein Weg der inneren und äußeren Befreundung, ein Weg, der die Welt mehr bewohnt als sich in ihr zu behaupten. Zutrauen hat hier die Ängstlichkeit verscheucht. Das ist nicht selbstverständlich. Ein Gelingen speist sich aus einer Befreundung mit dem Urgrund (Urvertrauen) und trägt selbst dazu bei.

Der Siebenschläfer ist ein kleines Beispiel für den Übergang von Fremdheit und Angst hin zu sozialer Interaktion mit anderen Wesen. Für Jäger und Sammler ist dann sogar alles Handeln soziales Handeln (Tim Ingold). Das wäre dann der große Schlüssel für eine Welt, in der die Unterschiede von Geist und Welt, Natur und Kultur, Technik und Kommunikation in ihrer heutigen feindlich-gegensätzlichen Form nicht mehr existieren. Diese Schicht, die Eine Welt als allesumfassendes soziales Feld, liegt noch unterhalb der in Ihrem Buch beschriebenen ältesten, archaischen Ebene der Menschheitsgeschichte – und in Spuren blieb diese Gewissheit auch zu allen Zei-

ten, quer zu allen Schichten, lebendig. Den großen Schlüssel für ihr Zuhause hat die Menschheit irgendwann verloren – aber Siebenschläfer und dergleichen finden sich immer wieder.

Freundliche Grüße

Rudolf Gaßhuber

von Robert J. Kozljanič

12. Februar 2016

Lieber Herr Gaßhuber,

Ihre Zeilen und Ihre Charakteristik meines Buches und Konzeptes treffen mich in mehrfacher Hinsicht:

- A) weil Sie ganz klar sehen und beschreiben, dass und wie ich auf das ‚Exzeptionelle‘ einer ‚Großen Natur‘ ziele – auch auf das epiphanische Potenzial derselben; mit allen Vor- und Nachteilen.

- B) weil Sie völlig zurecht darauf hinweisen, dass die ‚Kleine Natur‘ – auch das Liebevoll-Alltägliche, das Zutraulich-Vertrauensvolle, ja, Natur generell, wie sie sich in kleinen Wesen und Gesten und Nahbeziehungen so tief und freundschaftlich zeigen kann – von mir (dadurch?) vernachlässigt wird. Ihre Hinweise auf den Siebenschläfer und auch auf Androklos (hinter dem freilich schon auch die ‚Große Natur‘ aufleuchtet, denn seine Geschichte ist ziemlich exzeptionell) berühren mich sehr. Oft schwebt mir hier auch ein ähnliches Bild, eine ähnliche Erfahrung vor: wenn zur Dämmerung (nach langem stillen Warten und Sitzen z.B. auf einem Baum) ein scheues Reh oder – wie ich auch einmal erlebt habe – eine scheue Hirschkuh die Lichtung betritt: was ist das für eine tiefe, gleichsam ‚wunderbare‘ Erfahrung? Doch wohl die: dass sich ein freies Wesen frei zeigt – auch und vor allem als Natur, als das Sich-von-sich-her-frei-Zeigende und -Entfaltende). Wer das einmal aus nächster Nähe beobachten konnte, wie grazil sich ein Reh oder ein Hirsch bewegen können, wie achtsam, anmutig und natur-eingelassen – und dann das Einhalten mit angezogenem Vorderlauf und mit aufmerksam aufgerichteten Lauschern –; wer so etwas einmal gesehen hat, wird es nicht mehr vergessen. Wenn sich aus solchen (wiederholten) Erfahrungen dann eine tatsächliche freundschaftliche Beziehung zwischen Mensch und Tier ergibt, ein vertrautes

Verhältnis, so etwa, dass das Reh abends in die Dämmerung heraustritt, obwohl es weiß, dass ich in der Nähe bin – wie ‚androkloshaft‘ herrlich ...



Hirsch

- C) weil Sie durch Ihren Hinweis auf die Schlüsselbedeutung der totemistisch-sozialen Dimension einen weiteren sehr zentralen Punkt treffen; einen Punkt, auf dem ich selbst lange ‚herumkaute‘ und noch ‚herumkaue‘, den ich aber (aus Zeitgründen) zu wenig in das Gesamtkonzept integriert habe; genau besehen, wird er schon erwähnt, aber zu kurz, zu marginal. Sie schreiben: „Der Siebenschläfer ist ein kleines Beispiel für den Übergang von Fremdheit und Angst hin zu sozialer Interaktion mit anderen Wesen. Für Jäger und Sammler ist dann sogar alles Handeln soziales Handeln (Tim Ingold). Das wäre dann der große Schlüssel für eine Welt, in der die Unterschiede von Geist und Welt, Natur und Kultur, Technik und Kommunikation in ihrer heutigen feindlich-gegensätzlichen Form nicht mehr existieren. Diese Schicht, die Eine Welt als allesumfassendes soziales Feld, liegt noch unterhalb der in Ihrem Buch beschriebenen ältesten, archaischen Ebene der Menschheitsgeschichte – und in Spuren blieb diese Gewissheit auch zu allen Zeiten, quer zu allen Schichten, lebendig. Diesen großen Schlüssel für ihr Zuhause hat die Menschheit irgendwann verloren – aber Siebenschläfer und dergleichen finden sich immer wieder.“

Wie recht Sie haben: Diese Schicht liegt unterhalb (oder auch innerhalb?) der archaischen Schicht; und jedenfalls quer zu allen anderen Schichten. Und: diese Schicht scheint der große Schlüssel zu sein. Er ermöglicht tiefes, befriedetes Zuhausesein und Wohnen ...

Und da kommt nun eine Frage meinerseits ins Spiel: Wie kann man den Zeitgenossen ein Bewusstsein davon vermitteln, dass die Welt tatsächlich ein allesumfassendes soziales Feld ist? Wie lässt sich das in Erfahrung bringen? Und v. a. leben? In einer Zeit und Gesellschaft, die ihre Mitglieder systematisch und von klein auf daraufhin konditioniert, dass die nicht-menschliche Welt eben stumm ist und daher kein Mitspracherecht hat? In einer Welt, die viel zu laut und betäubend ist – und in der diejenigen, die ihre tieferen und feineren Sinne öffnen, nur zu leiden haben? Wie kann man in dieser Kultur des „Zum-Schweigen-Bringens“ („culture of silencing“ – Derrick Jensen) den unzähligen Stimmen all der großen und kleinen Naturwesen wieder Gehör verschaffen? Ich meine: hier reicht die eichendorffsche oder generell romantisch-ästhetische Als-Ob-Erfahrung („Es war, als ob der Himmel, die Erde still geküsst“) – hier reicht der Rückzug in Garten und Beschaulichkeit nicht aus; hier gilt, mit Ludwig Klages gesagt: „Die Bäume rauschen, doch sie reden nur, dem, dessen Seele einst im Sturme fuhr“. Und hier liegt m. E. auch der Grund, dass die archaischen und totemistischen Sammlerinnen- und Jäger-Kulturen schamanische Kulturen sind, dass ihr Hauptzugang zu den Ahnen- und Schutzgeistern des Clans schamanisch-visionär ist, dass sie visionär mit den Naturwesen kommunizieren. Und deshalb auch betone ich die exzeptionellen, ekstatischen, visionären Grenz-(Natur-)Erlebnisse so sehr. (Vielleicht zu sehr?). Es bedarf m. E. der krisenhaften Grenzerlebnisse, um uns aus unserer zivilisatorischen Komfortzone herauszuwerfen, um die Verkrustungen zu sprengen (oder zu schmelzen), um aus den nur-menschlichen und auch nur-sozialen Käfigen auszubrechen. Zumindest habe ich noch keine bessere Alternative entdecken können. Was auch, zugegeben, an den eigenen Blickrichtungen liegt bzw. evtl. auch an eigenen Blickverengungen liegen könnte.



Raus aus dem Komfortzimmer

Ich habe in dem Vortrag „Vision und Verantwortung. Von der Selbstverwirklichung zur Naturverwirklichung und zurück“ (gehalten im Rahmen der Internationale Fachtagung „Into the wild. Innen wachsen, außen handeln!“ der Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. vom 9. bis 13.12.2013) versucht, diesen Punkt noch einmal klarer herauszuarbeiten. Das letzte Wort ist hier noch lange nicht gesprochen. Vielleicht noch nicht einmal das erste (anfängliche, initiatische) Wort! Auch deshalb schätze ich Ihre klaren und naturerfahrenen Gedanken sehr: denn sie treffen zentrale Aspekte und Zweifel, die mir selbst alles andere als fremd sind und die ich gerne noch umfassender und treffender aussprechen möchte ...

Vielen Dank!

Und herzliche Grüße!

Robert J. Kozljanič

5. Eröffnung und Kultivierung des Herzsinn

von Robert J. Kozljanič

12. Januar 2017

Lieber Herr Gaßhuber,

endlich komme ich dazu, Ihnen zu antworten, endlich. Bis in den Februar zurück habe ich unseren – für mich so faszinierenden und zum Nach-Denken (und immer wieder auch zum Selbst-Hinterfragen) anregenden – Briefwechsel zurückverfolgt und nochmals gelesen. Mit großem Genuss und innerer Bereicherung habe ich auch Ihr letztes längeres Schreiben vom 24.6.16 gelesen. In diesem Schreiben gelingt es Ihnen – frank und frei –, so manche Summe des bisher Diskutierten zu ziehen. Sicherlich hätte und habe ich im Einzelnen durchaus etwas kritisch anzumerken (bin ja nicht ohne Grund Philosoph ;-). Und werde das im Folgenden auch tun. Doch nicht Kritik soll jetzt im Vordergrund stehen. Es ist etwas Anderes, was für mich hier im Vordergrund steht und stehen soll. Ein Grundgefühl. Und dieses Grundgefühl sagt mir: Wie philosophisch-schön und stimmig, wie menschlich (sowohl im ‚tierartig-menschlichen‘ wie ‚kultiviert-menschlichen‘ Sinne) und erlebensnah haben Sie so Vieles bisher Besprochene nochmals gefasst und auf den Punkt gebracht! Wäre da nicht ein Noch-Weiter-Sprechen und Wieder-Andere-Themen-Ansprechen wie ein Zersprechen und Zerfasern? Hat nicht auch unsere eigene Vernunft einen Bedürfnis- und Triebcharakter? Insofern nämlich, als man, wenn man nach ausgiebiger und produktiver Diskussion das Gefühl hat, jetzt ist das Entscheidende ausdifferenziert, verbalisiert, expliziert und zusammengefasst worden: dass man sich dann irgendwie beruhigt und ‚befriedigt zurücklegt‘; dass man in einem einfachen, aber nicht plumphen (oder faulen) Sinne satt ist (lat. satis facere – genug machen/tun; satisfactio – Genug-Tuung, Befriedigung, Zufriedenstellung). Bis man dann, manchmal schneller als einem lieb ist, wieder frage-hungrig wird? – Auch das könnte doch eine (freilich geistige, womöglich sehr intellektuelle) Art sein, einen Kreis zu schließen – etwas zu runden – vorläufig zu runden – und ‚es gut sein zu lassen‘; bis sich eben ein nächster Fragenkreis öffnet und in den Vordergrund drängt.

Wenn ich nun im Folgenden doch noch so Einiges zu sagen habe, so hoffe ich, dass es nicht den Charakter eines zerfasernden Weiter-Sprechens hat, sondern den eines gemeinsamen Abrundens, eines Miteinander-Abrundens. Das zumindest ist mein Wunsch.

Zunächst zur Kritik – und danach auch ein paar Worte zu meinem Rostocker Vortrag.

Kritik: Wieso Rousseau trotz allem unverzichtbar bleibt

Sie sagen, wir müssten uns von Rousseau und seinem Vorbild/Gegenbild ‚Naturvölker‘ lösen. Ob und wie das möglich sein soll, bleibt eine offene Frage. Sie selbst ersetzen das ‚Naturvolkhafte‘ durch das ‚Tierartige‘. Das scheint mir aber ganz ebenso ein rousseauistisches Konzept zu sein. Paraphrasierend gesagt: ein ganz ähnlich gelagertes ‚Zurück zur Natur‘. Mit allen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines solchen ‚Zurück‘. Das zeigt, dass wir uns in gewissen Kontexten von solchen rousseauistischen Vorbildern/Gegenbildern gar nicht so einfach lösen können – und dass es evtl. auch gar nicht sinnvoll ist, sich davon zu lösen. Ich glaube, dass Rousseau hier ein ganz wichtiges Konzept beschrieben und befördert hat. Herder ist auf diesem Weg weiter geschritten. Beide haben versucht, den Menschen auf der Basis seiner eigenen Natur(kultur)geschichte – in der Natur und aus der Natur heraus – zu deuten. Beide haben versucht, den Menschen mehr von den biologischen, psychologischen, historischen Ursprüngen her zu interpretieren und damit gegen die zivilisatorische Naturentfremdung zu steuern. Und beide waren von dem Glauben beseelt, dass die Natur in ihrem innersten Wesen gut ist – und mit ihr auch die erste Natur des Menschen; und dass Missinterpretationen und Missstände erst im Nachhinein durch gesellschaftliche Unterdrückungs- und Überbauungsprozesse und machtstrategisches Kalkül hinzukommen. Beide haben damit bis heute schlagkräftige und wirkmächtige zivilisationskritische Argumente geliefert. Das bleibt anzuerkennen. In meinen Augen liegt ihr ‚Denkfehler‘ eher darin, dass sie meinten, der ‚Naturzustand‘ liege tendenziell in der Vergangenheit. Obwohl dieser ‚Naturzustand‘ genau besehen ja mindestens genau so viel Gegenwart und Zukunft enthält wie Vergangenheit und Vorzeit. Letztlich – und das zeigt sich in Herders „Briefen zu Beförderung der Humanität“ – ist der ‚Naturzustand‘ ein dynamisches und nachhaltiges Ideal, das eine Diskussion darüber ermöglicht, was wir aus der Vergangenheit an ‚(guter) Natur‘ behalten wollen – und was nicht! Und wie wir damit gemeinsam an einem stimmigeren, natur- und menschenfreundlicheren Zukunftskonzept arbeiten wollen. Vielleicht können wir, ohne utopisch zu werden, gar nicht von einem ‚Naturzustand‘ reden. Wenn es so ist, wie ich vermute: Wäre es schlimm? Ich meine: Nein. Es würde eher einen bewusste-

ren und prozesswirklicheren Umgang mit Utopien fördern, würde aus U-Topien (im wörtlichen Sinne von Nicht-Topien, Nicht-Örtlichkeiten) recht eigentlich Zukunfts-Topien, Zukunfts-Örtlichkeiten machen ...

Mein Rostocker Vortrag. Ästhetische Andacht und religiöser Ernst

Wie ich in meinem Rostocker Vortrag zur „Naturästhetischen Kontemplation“ anhand konkreter Erfahrungsberichte gezeigt habe, werden bei der (post)modernen Visionssuche immer wieder Erlebnistiefen erreicht, in denen der „ästhetische Genuss“ in „ästhetische Andacht“ und schließlich auch in „religiöse Andacht“ umschlägt. – Mein Vortrag kam gut an. In zweifacher Hinsicht. Die mehr naturverbundenen Menschen waren hellauf begeistert, dass hier endlich jemand mal das ausspricht, was sie selbst auch schon erlebt und gedacht hatten, was aber sonst meist ungesagt bleibt. Die eher akademisch sozialisierten und rein intellektuellen Typen waren nicht unbedingt entsetzt, aber doch irritiert – auch über die Leichtigkeit und Echtheit, mit der ich hier über zeitgenössische ästhetische und ästhetisch-religiöse Erlebnisse und Erfahrungen sprach; sie versuchten, speziell die spirituell anmutenden Erlebnis-Phänomene, die ich beschrieb, wegzurationalisieren. Das nahm manchmal richtiggehend naiv-rationalistische und ‚putzige‘ Formen an. Ich persönlich muss mich da immer wundern und frage mich: Wieso können diese verkopften Menschen solche Erlebnisse nicht einfach stehen lassen, wie sie nun einmal sind, einfach so, wie sie erlebt und zu Erfahrungen verarbeitet wurden? (Sie haben diesen Punkt ja auch angesprochen. Ich komme bald darauf zurück. – Und überhaupt: da reden, sitzen und hören die meisten Tagungs-Menschen knappe drei Tage lang, existieren sozusagen nur intellektuell und kognitiv. Mir wird diese leib-ferne Sitzerei irgendwann zuviel. So habe ich einige Vorträge sausen lassen und mich für ein paar Stunden zurückgezogen, bin zum nahen Ostseestrand gefahren. Obwohl es wirklich nicht warm war, musste ich zumindest ein klein wenig sinnlichen Kontakt mit der Ostsee aufnehmen, habe die feine Hose ausgezogen und meine Füße in Sand und Meer gebadet; siehe Fotos).



Ostseestrand bei Rostock



Meine Füße grüßen die Ostsee

Hermann Schmitz selbst zeigte sich von meinem Vortrag weder irritiert noch auch hellauf begeistert. Er meinte zwar, dass ich eine ganz interessante neue Art an „Naturreligion“ (in Anführungszeichen) vorgestellt hätte. Aber ob man dabei von Religion und religiöser Andacht im strengen Sinne sprechen könne, bezweifelte er. Er wies darauf hin, dass seines Erachtens den von mir beschriebenen Erlebnissen und Atmosphären die „Autorität“ des „unbedingten Ernstes“ fehle und v. a. das (Lebens-) Wegweisende, das jede echte religiöse Erfahrung habe. Ich habe ihm nicht sofort widersprochen (das wäre in diesem Kontext ein wenig zu konfrontativ gewesen), obwohl eben gerade diese Elemente in den Erfahrungsbeispielen, die ich brachte, m. E. deutlich aufgetaucht sind. Gleichwohl habe ich (das ist so meine Art) nicht ganz locker gelassen und habe ihn in einer Manier, die man sonst nur von ihm kennt, mit einem Zitat aus seinem eigenen „System der Philosophie“ (Bd. 3, Teilbd. 4, S. 641) höflichst daran erinnert, dass er dort sehr wohl Übergangsbereiche zwischen beiden Andachts-Arten (religiös und ästhetisch) zugestanden hätte. Und auf diese Übergangsbereiche wollte ich hinweisen. In diesem Sinne endete die Diskussion offen. – Freilich hätte ich nochmals auf die letzten Erfahrungsbeispiele, die ich im Vortrag zitierte (aus dem Buch von Steven Foster u. Meredith Little: Vision Quest, Sinnsuche und Selbstheilung in der Wildnis, Braunschweig 1991, S. 90) hinweisen können. Beispiele von eindeutig visionären und lebensbestimmenden Erlebnissen, die, wohlge- merkt stets im Rahmen einer „persönlichen Religion“ (William James), als Erlebnisse mit dem Charakter „unbedingten Ernstes“ auftraten oder doch zumindest mit einer teils beachtlichen Autorität aufgeladen waren; einer Autorität, die diese Erlebnisse aber nicht von Gnaden kirchlicher, politischer oder wissenschaftlicher Institutionen hatten. Sondern hier ging es ja um eine individuell-existenzielle Autorität, die sich aus dem Grenzerlebnis selbst ergeben durfte. Ich spreche hier bewusst von Grenzerlebnis. Und Grenzerlebnisse können durchaus ernst, sehr ernst sein – und teils auch bedrohlich und einen an den Rande des Wahnsinns bringend. Und gerade an diesem ihren Grenzcharakter zeigt sich der Ernst und die lebensbestimmende Autorität – aber eben immer nur für den individuell Betroffenen!

Gern gebe ich aber zu, dass es sich um Übergangsphänomene und um Überschneidungsbereiche handelt, nicht um Identisches. Und das bedeutet auch, dass es viele Bereiche gibt, wo sich der „Ernst religiöser Autorität“ kollektivistischer Kulturen und/oder dogmatisch repressiver Religionen mit dem individuelleren (und manchmal eben auch weniger ernsten) Ernst einer „persönlichen Religion“ und persönlich-ästhetischen Andacht eben nicht überschneidet. Selbstverständlich.

Religiöser Ernst und ‚Bierernst‘, Andacht und Lachen

Was aber deutlich wird: Schmitz' Kritik ging in die gleiche Richtung wie die Ihre – was den „Ernst religiöser Autorität“ bei den modernen Visionsuche-Erlebnissen betrifft. Sie assoziieren – mit R. Otto und Schmitz – den „Ernst religiöser Autorität“ zwingend mit Schauer, Faszination, Ehrfucht und Angst. Solch eine streng-zwingende Assoziation trifft aber m. E. nur für manche patriarchalische und, mit Ruth Benedict gesagt, „apollinische“ Religionen zu, die zugleich oft einen strengen, straffenden, zürnenden, rächenden Vatergott haben und brauchen. Bei vielen indigenen Kulturen und Religionen ist das aber anders. Bei ihnen ist auch bei den ‚ernstesten‘ Riten ein spontaner Lachanfall immer möglich. Es gibt faszinierende Beispiele aus der ethnographischen Literatur und der Literatur der Forschungs- und Abenteuerreisenden. Auch ich habe beim Lakota-Schamanen Elmer Norbert Running (Rosebud-Reservation, South-Dakota) immer wieder erlebt, wie er während Schwitzhütten- und Heilungszeremonien deftige Witze riss. Religiöser Ernst und herzhaft-deftiges Bauchgelächter lagen hier ganz nah beieinander – und waren kein Widerspruch. Nur zwei Beispiele: Es war eine von der Münchener Schwitzhüttengruppe, in der ich viele lange Jahre Mitglied und Gründungsmitglied war, selbst organisierte Seminarwoche in der Schweiz. Wir haben Elmer, seine damalige Frau Patti (von der Santee-Sioux-Reservation im Norden Nebraskas) sowie einen Neffen dazu eingeladen. Auf einem Einödhof mitten in der Natur in einem tief eingeschnittenen Flusstal. Ein heißer Frühsommertag. Und als vom ‚Feuermann‘ die glühenden Steine in die sogenannte ‚Schwitzhütte‘ – die ja eigentlich ein igluförmiges Schwitzzelt und keine Hütte ist – gebracht wurden, wurd's erst recht heiß. Schließlich wurde die Zeltklappe geschlossen. Etwas mehr als 15 Leute waren in dem kleinen Schwitzzelt. Es war sehr eng und heiß. Bis auf die magisch leuchtenden, glühenden Steine in der Mitte, war es absolut dunkel. Noch bevor Elmer mit dem Singen und Wasseraufgießen begann, erzählte er eine Geschichte. Eine Geschichte, die uns, wie er sagte, zeigen solle, wie ungemein heilkräftig solche Lakota-‚Schwitzhütten‘ sein können. So passierte es einmal, dass bei einer Lakota-‚Schwitzhütte‘ ein gehbehinderter alter Mann um Heilung flehen wollte. Man brachte ihn in die ‚Schwitzhütte‘. Er bekam den Platz nah am Eingang direkt neben dem Schwitzhüttenleiter. Und als dann vom ‚Feuermann‘ die glühenden Steine nach und nach hineingetragen wurden, geschah es. Ein glühender Stein rutschte aus Versehen von der Tragegabel und kullerte diesem alten Mann direkt zwischen die Beine. „Und“, so schloss Elmer diese Geschichte, „was meint Ihr, wie schnell dieser Mann geheilt war? Wie schnell er wieder laufen konnte?“ – Als Elmer diese Geschichte beendet hatte, war es mindestens 5 lange Sekunden ganz still. Ein

betretenes Schweigen begann sich breit zu machen. Bis den ersten von uns langsam aufging, dass Elmers Geschichte einfach ein Witz war. Keiner hatte damit gerechnet, dass in so einer religiös aufgeladenen rituellen Situation der Lakota-Schamane einen Witz reißen würde. So etwas lag nicht im Horizont dessen, was wir in solch einer Situation erwarteten. Und deshalb lag erst einmal ein etwas betretenes Schweigen in der Luft. Bis, wie gesagt, die ersten verstanden, dass es ein Witz war und losprusteten. Schließlich war die ganze Schwitzhütte von brüllendem Gelächter erfüllt. Interessanter Weise löste dieses Gelächter die etwas verkrampft-spirituelle Atmosphäre, die man so oft beobachten kann, wenn wir Westler Religion oder Spiritualität ‚praktizieren‘. Und dieser lösende und entkrampfende Effekt war der nachfolgenden gemeinsamen Schwitzhüttenenerfahrung alles andere als abträglich. Im Gegenteil: Es wurde eine der intensivsten – auch gebetsintensivsten – ‚Schwitzhütten‘, die ich je erfahren hatte.



Schwitzzelt (Schwitzhütte)

Am Abend, nach Sonnenuntergang, fand dann die Lowampi-Heilzeremonie statt. Sie wird in einem großen, abgeschlossenen und absolut dunklen Raum abgehalten. Die Lowampi-Heilzeremonie ist der ‚kleine Bruder‘ der Yuwipi-Heilzeremonie (die Sie

ja jetzt aus dem Tahca-Ushte-Buch kennen). Im Großen und Ganzen ähnlich, nur dass der Schamane bei der Lowampi-Zeremonie nicht gefesselt wird. Am Beginn besagter Lowampi-Zeremonie und kurz bevor Elmer und sein Neffe, der Trommler und Sänger, die Geister herbeiriefen, sagte Elmer zu uns: „Nun passt auf. Wenn die Geister in mich gefahren sind und durch mich heilen, dann bin ich oft außer mir. Und dann sehe ich, trotz der Dunkelheit, ziemlich gut. Ich sehe dann z.B. von oben aus einem Eck der Zimmerdecke auf Euch herab. Deshalb: bohrt nicht in der Nase. Auch das sehe ich!“ – Wenn Sie sich erinnern, berichtet Tahca Ushte von seinen Yuwipi-Zeremonien ganz Ähnliches: dass er, wenn die Geister in ihn gefahren sind und durch ihn heilen, dann oft außer sich ist. Ich habe das in meinem Buch „Kunst und Mythos“ als Ekstase-Instase-Koppelung beschrieben: während die Geister im Körper des Schamanen sind und durch ihn heilen, ist der Schamane oft außer sich, also oft außerhalb seines Körpers – was manchmal mit Heautoskopie-Erlebnissen einhergeht.

All das zeigt, dass es bei diesen bodenständigeren und weniger ideologisch überbauten Religionen jenen für uns (z.B. während katholischer oder auch protestantischer Riten) üblichen religiösen ‚Bierernst‘ nicht gibt. Dieser religiöse ‚Bierernst‘ ist mehr unsere Sache. Bezeichnender Weise hat auch Hermann Schmitz zur Absicherung seines obigen Argumentes auf solche ‚bierernsten‘ religiösen Situationen aus seinen Kindheits-Kirchgang-Erlebnissen hingewiesen.

Unverstellte Freude und pantheistisches Gefühl

Eine letzte Anmerkung zu meinem Rostock-Vortrag. Ob es, wie Sie fragten, „gut ist“ in Bezug auf die Erfahrung des ‚Von-einer-großen-Freude-erfüllt-Seins‘ der Questerin Iris von einem „pantheistischen Gefühl“ zu sprechen? Sie wiesen hier nur auf das erste Zitat („... Eine große Freude erfüllt mich“) hin; offensichtlich, weil es dem, was Sie oben als einfach-tierartiges So-Sein-in-der-Natur skizzierten, am nächsten kommt. Nicht erwähnt haben Sie dagegen die zweite, wichtigere Stelle (mitsamt Zitat). Da hieß es: „Bei Iris ist es die Wüste, die pantheistisches Erleben anklingen lässt. In ihrem Tagebuch hat sie folgende Worte des Tuareg-Nomaden Mano Dayak notiert: „Die Wüste ist für mich außergewöhnlich schön und rein, erschütternd und bezaubernd zugleich. Jedes Mal, wenn ich ihr gegenüberstehe, führt sie mich auf die erregende Reise in mein eigenes Ich, in dem wehmütige Erinnerungen, Befürchtungen und Hoffnungen des Lebens miteinander ringen. Die Wüste ist es, die mich das Zwiegespräch mit der geheimnisvollen Unendlichkeit lehrte.“ Diese Worte, so Iris, ‚die ich [...] immer wieder lese, fassen so dicht zusammen, was ich empfinde.‘ Also: in der Wüste kommt es für Mano Dayak wie für Iris zu einem „Zwiegespräch mit der ge-

heimnisvollen Unendlichkeit“. Ein Zwiegespräch, das von Iris zunächst empfunden wird, bevor sie – mit Mano Dayak – Worte dafür findet. Ich meine, da ist die Bezeichnung „pantheistisches Gefühl“ so unpassend nicht. Und wenn Sie sich die Beispiele, die William James in seinen „Varieties of Religious Experience“ unter dem Stichwort „kosmisches Bewusstsein“ bringt, anschauen, sehen Sie, dass James das ähnlich beurteilt. Wie ich in meinem Naturfreundschaftsbuch unter Punkt 5.3.1. (Kozljanič, R. J.: Freundschaft mit der Natur – Naturphilosophische Praxis und Tiefenökologie, Klein Jasedow 2008, S. 105), erwähne, sieht ein zeitgenössischer Tiefenökologe, Timothy Sprigge, das ebenso. „Es ist nach Sprigge das Gefühl, das uns zumindest in manchen Fällen mit den ‚natürlichen Objekten‘ verbindet und das uns nahelegt, dass der ‚Charakter, den sie für uns haben, [auch] unabhängig von uns existieren‘ kann. ‚Die Ausblicke, die uns eine einsame Gegend bietet, sowie die damit verbundenen Gefühle, oder das Meer, das wild gegen die Felsen schlägt, geben uns ein Gefühl des Einsseins mit der Natur, das aus meiner Sicht nicht illusionär ist.“ – Aber auch hier will ich nicht rechthaberisch beharren. Auch hier bleibt zu fragen: wo bei einem pantheistischen Erlebnis das Gefühl aufhört und eben noch etwas anders wichtig wird: z.B. kognitive Momente eines neuzeitlichen Wissens um die Unendlichkeit des Kosmos; ein Wissen, das für sich schon schwindelerregend ist und – dann aber doch auch wieder in ein Gefühl – eben ein Schwindelgefühl – umschlägt. Oder es bleibt – das war ja, glaube ich, Ihr Anliegen – zu fragen, ob man solche Erlebnisse immer gleich mit einem Titel wie „pantheistisch“ belegen und damit verbal überfrachten muss. Tut’s nicht einfach nur das: „Eine große Freude erfüllt mich“? Ja, sie haben Recht. Manchmal sollte man es einfach bei dieser Freude belassen – ohne viel weiter zu reden. Wie Angelus Silesius so schön sagt: „Die Ros’ ist ohn warumb/sie blühet weil sie blühet/Sie achtt nicht jhrer selbst/fragt nicht ob man sie sihet.“ Und genau so sollte doch auch unsere Freude aufblühen können – aller philosophischen Befragung und Auseinandersetzung zuvor. Auch da haben Sie wieder einen entscheidenden Punkt getroffen. Einen Punkt, der nah an den „Herzsinn“ heranführt (davon unten mehr) ...

Kurz noch zu Ihrer Frage, ob sich Sloterdijk Schmitz angenähert habe? – Das glaube ich nicht. Und trotzdem gibt es einige Themen, in denen sie sich schon immer nah waren. Das stärkste dieser Themen ist sicherlich das „Atmosphärische“ (vgl. Sloterdijks „Sphärologie“ bzw. seine „Sphären“-Trilogie, in der er, spärlich, aber deutlich, Schmitz zitiert).

Versuch einer gemeinsamen Abrundung

Doch jetzt möchte ich endlich zur Abrundung kommen. Sie schrieben: „Wenn die Tiere das bessere Vorbild sind und nicht so sehr die Naturvölker – wie soll der Mensch da ein gutes Leben finden? Ein Tier kann er nicht werden und auch kein freier Indianer oder Waldmensch.“ So bleibt unsere Frage weiterhin und mit Ihren Worten: „Wie können wir Entfremdung und Naturferne verringern?“ Und da heißt es weiter: „Viele Kompromisse bleiben uns: Tierliebe, Ortsliebe, Mystik, Achtsamkeit, Ansprechbarkeit, Naturwissen, auch Encounter und Trancen in der Natur ... Einfach gesagt: zulassen, was ist. Güte ist Güte und keine ewige Seele; die erlebte Sonne im Frühjahr ist wärmend, mächtig, erlösend und kein Sonnengott und kein ‚durchschnittlich großer Stern im äußeren Drittel der Milchstraße‘ [...]“

Und in diesem oder doch einem ganz ähnlichen Sinne habe ich in meinem Buch „Freundschaft mit der Natur“ ja auch „Die Fähigkeit zum Sein-Lassen von Natur“ als naturphilosophisch-praktische Schlüsselkompetenz angesprochen, die für alle einzelnen Arten und Praktiken grundlegend ist, durch die und mit denen wir uns mit der Natur verbinden bzw. der Naturferne und Naturentfremdung entkommen wollen. (vgl. Kozljanič, R. J.: Freundschaft mit der Natur, Klein Jasedow 2008, S. 56f.). Oder, wie ich in meinem Vortrag „Vision und Verantwortung“ schrieb: „Der Zugang zur Natur wird dadurch verwirklicht, dass zunächst etwas ‚in Ruhe gelassen‘ wird. Keine Ablenkung der Wahrnehmung, sondern ge-lassene Hinwendung zur freien Natur. Man lässt sich und die Natur sein. Und deshalb – und nur deshalb – kann die ‚eigene‘ und die ‚andere‘ Natur frei von sich her in Erscheinung treten. Dass dieses Sein-Lassen alles andere als leicht ist, wissen alle, die so etwas schon einmal versucht haben. Es gibt unzählige Beispiele von Menschen, die, nachdem sie einmal wirklich alleine und unabgelenkt für längere Zeit in der Natur waren, damit nicht umzugehen wussten und mit neurotischen Zwangshandlungen reagierten: z.B. andauernd zwanghaft beschäftigt waren, irgendetwas zu machen, zu verändern. Wer dies selbst einmal erlebt hat, weiß, was dann für ein ‚Film abläuft‘. Selbst die ansonsten immer so geordneten, ziel- und zweckgerichteten Gedanken kreisen auf einmal rast- und ziellos im eigenen Kopf umher. Das geschäftige Verändern-Wollen ist zu tief mit unserer modernen Lebensart verknüpft. Die Fähigkeit zum Sein-Lassen – zur Ge-Lassen-Heit, zum LASS-ES-sein – ist ein rares Gut. Sie muss von uns Zivilisationsmenschen erst von Neuem erworben werden. Deshalb meine ich, dass ganz generell im naturphilosophisch-praktischen (und damit auch im naturerlebnispädagogischen) Kontext das Erlernen der Fähigkeit zum Sein-Lassen von Natur an erster Stelle stehen sollte.“ (Vision und Verantwortung. Von der Selbstverwirklichung zur Naturverwirklichung und zurück,

Nachwort

Vom Geist zur Gegenwart

von Rudolf Gaßhuber

1. Juni 2017

Lieber Herr Kozljanič,

im Nachklang und in einem gewissen Abstand möchte ich nochmal zum Anfang unseres Gedankenaustauschs zurückkehren, zu Ihrem Buch „Freundschaft mit der Natur“. Ich möchte Resümee ziehen, was habe ich gelernt, was sehe ich nach diesem Jahr klarer? Ihr Buch endet mit diesem Gedanken: „Unsere westliche Geistesgeschichte beginnt damit, dass der ‚mythische Geist‘ unserer Vorfahren, die ja selbst einmal ‚Naturvölker‘ waren, ‚überwunden‘ wird, und dass das, was wir seither als Geist bezeichnen, nämlich *lógos*, *nous*, an dessen Stelle tritt. Und es ist genau diese Geistesgeschichte, diese unsere Geschichte der Welteroberung durch den *Lógos*, mit deren Folgen wir heute unsere massiven Probleme haben.“ (S. 137) Ich denke, es ist dieser fragile Unterschied von Leben und Denken, von Natur und Geist, die ewige Aufgabe moderner Selbstreflexion, die mir durch Ihr Buch und in diesen Briefen um einiges klarer geworden ist.

Man könnte jetzt einwenden, ist es denn wirklich der Geist, der die Probleme verursacht, ist der Geist nicht vielmehr als Mittel der Naturbeherrschung und Technik ein großer Förderer des menschlichen Lebens und ist er als Forschergeist nicht Stifter von Erkenntnis und tiefer Freude in der Welt? Ist also nicht schon der zu sehr ins Zentrum gesetzte Geist der Herabwürdiger des Naturlebens, sondern erst das Machtstreben und die Herrschaft über die Natur? Ist der Geist nur Werkzeug und wird erst durch die Art seines Einsatzes zum Problem? Was passiert, muss man genauer fragen, wenn der Geist ins Zentrum gesetzt wird noch bevor Wissenschaft und Technik, Kontrolle und Steuerung überhandnehmen und auch gewalttätig eingesetzt werden?

Ich möchte die Frage mit Martin Buber als unverdächtigem Zeugen einer monotheistischen Religion und Verehrer des Geistigen überprüfen. Unverdächtig ist er deshalb, da er als Philosoph der Begegnung und der Mitmenschlichkeit nicht dem Verdacht des Herrschaftsdenkers unterliegt, sondern bis heute den Ruf eines durchwegs lebensfreundlichen Philosophen genießt. Lässt sich unsere bereits beinahe völlig ins Selbstverständliche gerutschte Naturdistanz und Lebensferne schon an Martin Buber exemplifizieren?

Für Buber ist die Welt zweigeteilt in eine Es-Welt der Dinge, der Sachen und des Nutzens und in eine Du-Welt der Begegnung, des Zwischenmenschlichen und des Geistes. Die Unterscheidung ähnelt der Gegenüberstellung von Natur und Geist, allerdings ist Bubers Es-Welt keine Natur im eigentlichen Sinne mehr, sondern bereits eine verdinglichte Natur als Gegenstand von Begreifen, Wissenschaft und Technik. Die ursprüngliche Natur wird herabgesetzt, der Geist aufgewertet, wie man hier schon sieht – aber der Reihe nach.

Unter „Natur“ möchte ich hier die vielfältige, ganze Gegenwart außerhalb von Stadt und Zivilisation verstehen, z.B. wie in folgendem Erleben. Ich war vor kurzem am Meer und habe kurz danach notiert:

War eben morgens am Strand. Milde Sonne, flaches, ruhiges Wasser und eine unendliche Vielfalt an Lichtwellen, Wasserwellen, Sandwellen, huschen, wogen, wahren. Ich patsche durchs Wasser, ein Krebs greift mich an, will mich aus seinem Revier vertreiben, ich halte ihm die Hand hin, er „haut“ nach mir. Es plätschert, patscht und wogt, Sand und Muscheln überall. Was will man mehr? Wozu da Geist, Gespräch, Erkenntnis oder ein Du? Freilich, der Krebs war ein Gegenüber, ein kleiner Kämpfer und Spieler. Aber das Ganze hier ist kein Du. Es ist einfach schön. Die schöne Welt, wie sie für uns ist und wie wir gut in sie hineinpassen. Nicht nur ästhetisch, sondern umfassend, bis hin zu sorgenfreiem, verbundenem, aufmerksamem, fast gedankenlosem Hier-sein. Es ist schön hier.

Ist das eine irgendwie mindere „Es-Welt“, eine Welt, die nicht so erfüllend wäre wie ein echtes Gespräch, wie der Geist? Begegnung mit einem Du mag später kommen und erfüllend sein. Aber fraglos gibt es diverse Stimmungen und meines Erachtens wäre es ein arger Frevel, sie nach einer „Vollkommenheit“ oder „Gottesnähe“ zu sortieren. Das Übel der Wahrheitsreligionen liegt nicht erst in Abwertung, Ausschluss und Verfolgung Andersgläubiger, sondern derselbe Drang nach Hierarchie und nicht selten sklavischer Ordnung zeigt sich schon gegenüber den Empfindungen und menschlichen Vermögen: die einen werden abgewertet, die anderen bevorzugt.

Von der Natur zum Gegenstand

So beruht z.B. Bubers „Es-Welt“ von Anfang an auf einem äußerlichen, gleichsam modern-experimentellen Erfahrungsbegriff. Der Erfahrende tritt der Welt gegenüber, er ist nicht ein Teil von ihr und könnte dann sagen „Es ist schön hier“. Bubers Erfahrender steht wie ein Wissenschaftler der Welt gegenüber. Buber schreibt: „Man sagt, der Mensch erfahre seine Welt. Was heißt das? Der Mensch befährt die Fläche der

Dinge und erfährt sie. Er holt sich aus ihnen ein Wissen um ihre Beschaffenheit, eine Erfahrung. ... Der Erfahrende hat keinen Anteil an der Welt.“ (Martin Buber, 1923, Ich und Du, S. 9) Hiermit ist eigentlich schon alles gesagt und entschieden. „Erfahrung“ wird auf die Untersuchung von Dingen reduziert. Erfahrung umfasst nicht das Sein in einer Situation, auch nicht die Freude über die Dinge, die Entdeckung, das Staunen, das versunkene Herumlaufen der Kinder, die dies und jenes finden, bespielen, begutachten, weiterziehen ... Buber beginnt bei einem distanzierten, abgetrennten Gegenübersein, einem weltfernen Wissenschaftler, dessen Sensorium zur Welt auf Wissen als Forschen reduziert ist. Da wundert es nicht, dass diese arme Es-Welt dringend und möglichst weitgehend durch eine Du-Welt kompensiert werden muss, die die Abgetrenntheit wieder halbwegs abmildert. Für Buber gibt es Gegenwart, erfüllte und wirkliche Gegenwart nur innerhalb von Begegnung und Beziehung. Er schreibt: „Gegenwart ... gibt es nur insofern, als es Gegenwärtigkeit, Begegnung, Beziehung gibt. Nur dadurch, dass das Du gegenwärtig wird, entsteht Gegenwart.“ (Ich und Du, S. 16)

Gibt es denn kein Meer, keinen Boden, keinen Himmel, keine Sonne, kein Gehen, Stehen, Sitzen auf der Erde, kein Hier-sein in einer Situation – die Wellen plätschern oder toben, der Wind spielt oder stürmt – ist das denn keine Gegenwart? Bubers berühmte Formel „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ muss also nach zwei Seiten erweitert werden. Einmal ist das Leben nicht nur flüchtige Begegnung, sondern auch dauerhafte Sympathie, sowie Kosmos und Große Ordnung der Natur. Und zweitens ist wirkliches Leben auch jede Erfahrung eines wirklichen In-der-Welt-seins etwa nach der Formel „Alles wirkliche Leben lebt in der ganzen Gegenwart“. Die damit gemeinte Gegenwart umfasst alles, was jetzt ist, Erde, Wasser, Himmel, Sonne, den Krebs und das Du. – Erst damit wäre das Gleichgewicht wieder gewahrt, der menschliche Geist und das Du, Lógos und Wort wären wieder ein Kraftfeld unter anderen. Der Geist hätte seine Zentralposition wieder aufgegeben und seinen Platz innerhalb der Vielfalt des Lebendigen wieder eingenommen.

Von der Sonne zum Himmelslicht

Man kann es, vielleicht noch deutlicher, auch so sagen: In den Kosmologien der frühen Reiche verschwindet die Sonne allmählich als autonomes und weltprägendes Element. Entweder sie wird von menschenhaften Göttern gesteuert, von einem Schöpfergott erschaffen, oder einfach weggelassen! Vier Elemente bilden von nun an die Welt: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die Sonne wird nicht mehr genannt. In allen monotheistischen Religionen wird die Sonne schließlich abgeblendet, durch anderes

abgelöst oder überdeckt. So etwa typischerweise in den gnostischen, kabbalistischen, chassidistischen Strömungen, in denen jetzt der Geist der Natur gegenübergesetzt wird. Gegenspieler sind jetzt die spirituellen und die tellurischen Kräfte, Himmelslicht und Erdenfeuer, Geist und Natur. Wo vorher Sonne war, sitzt jetzt das Licht, der Geist, die Vernunft. Wo vorher Lebenskraft war wirkt jetzt Erkenntniskraft. Wo vorher Sonne war strahlt jetzt das Himmelslicht. Wieso passt das Himmelslicht besser als die Sonne in diese vom Menschen zunehmend dominierte Welt? Was ist jetzt plötzlich verkehrt an der Sonne? Man sieht es leicht, das Licht passt besser zu Geist, Person-sein, Wahrnehmung, Erkenntnis, Begreifen und Beherrschen. Das Licht hat im erwachenden Bewusstsein und Selbstbewusstsein des Menschen eine einprägsame Entsprechung. Bis hin zur Aufklärung und dem Licht der Vernunft steht es für Klarheit, für den Tag und menschliches Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen. – Die Sonne hingegen überschreitet den Raum der Wahrnehmung. Von ihr kommt zwar alles Licht, das Sehen erst ermöglicht, sie selbst lässt sich aber nicht ruhig ins Auge fassen. Wer in die Sonne schaut, senkt den Blick, wer es zu lange tut, soll erblinden. Dabei ist die Sonne in unserer erlebten Welt, der Erdscheibe mit Himmelsgewölbe, eigentlich ein sehr kleines Etwas im Vergleich zu der ungeheuren Menge an Erde, Wasser und Wind. Winzig, nicht größer als der Mond steht sie am Himmel und durchsonnt doch alles. Sie bestimmt, ob Tag ist oder Nacht, Sommer oder Winter, ob alles gedeiht, erfriert oder verdorrt. Und sie ist das einzige Etwas, das sich nicht entspannt ansehen lässt; abgesehen von sehr schrecklichen oder peinlichen Erlebnissen, bei denen wir instinktiv den Kopf abwenden. Die lebensspendende Zentralinstanz entzieht sich also gleichzeitig unserem Blick. Ihr Bereich am Himmel ist für den Menschen quasi tabu, ihn kann er nicht scharf in den Blick nehmen. Ganz anders der blaue Himmel und das Licht im allgemeinen. Gut dosiert ist es wohltuend und eröffnet die ganze Welt. Alles was gut im Licht steht, lässt sich erfassen, begreifen, erkennen, hier herrscht Überblick, Klarheit und Kontrolle. Keine Frage, das Licht entspricht weit besser dem Programm einer begreifenden Vernunft als eine Sonne, die dem Menschen seine absolute Schwäche und Abhängigkeit sichtbar werden lässt.

Wo vorher Sonne war, steht dann im Juden- und Christentum der personale Geist, wo vorher Leben entstand, entsteht jetzt Begeisterung, Spiritus. Der Charakter Gottes verschiebt sich vom Lebensspender zum Erreger von Begeisterung und Freude. Die Zeugenschaft vollzieht sich jetzt über dieses zutiefst menschliche Vermögen. Das Göttliche kulminiert im Menschen, es zeigt sich jetzt nicht mehr gleich deutlich im Leben aller Lebewesen, sondern speziell und konzentriert in der Vereinigung von Geist und Natur im Menschen. Gott mutiert von einem Gott des Lebens zu einem

Gott des Geistes, des Logos, des Worts. Gott schrumpft von einem Lebensspender für alle Lebewesen zu einer Instanz der Vereinigung von Geist und Natur, die sich speziell im Menschen verwirklicht. Jetzt sagt man sich: Jeden Morgen erwacht auch unser Bewusstsein und erlaubt Wahrnehmung, Wachheit und neue Vereinigung von Geist und Natur; in jeder Einsicht, Erkenntnis und geglückten Lösung wiederholt sich das Glück der Einheit von Geist und Welt.

Dennoch ist das Leben mehr, es existiert nicht nur das Himmelslicht, sondern auch dessen Grund. Der Grund des Himmelslichts aber strahlt allen Wesen auf ihre Weise und lässt sie leben auf ihre je eigene Weise, in ihrem eigenen Sinn. Der menschliche Geist ist eine kleine, manchmal begeisternde Zutat, er ist nicht das Leben. – Da ergibt sich die schöne Parallele: Geist und Leben verhalten sich wie Himmelslicht und Sonne. Das Himmelslicht ist klar und weit, gleichmäßig und mild, die Sonne hingegen ist überhell und punktuell, konzentriert und brennend. Wie das Himmelslicht also eine eher blasse und besänftigte Auswirkung des Sonnenlichts ist, ist der Geist ein klarer, weitsichtiger und blasser Abkömmling des Lebens.



Die Sonne bricht durch den Nebel

Der Trick des Monotheismus

Die mythologische Ablösung der Sonne durch den Himmel geht – parallel zur Entstehung der Städte und Reiche – einher mit einer allmählichen Verlagerung des Zentrums vom Leben der Natur hin zum Menschlich-geistigen. Der Wandel vollzieht sich über viele Übergänge und Zwischenformen und führt schließlich zum markanten Unterschied: Vorher war der Mensch ein Lebewesen wie andere und keinesfalls ein herausragendes, im Gegenteil waren die anderen Tiere bewundernswert und verehrungswürdig. Jetzt wird der Mensch von den Tieren real und begrifflich abgeschieden und höher bewertet. Der Begriff „Anthropozentrik“ nennt nur die Zentralstellung, es fehlt die Höherbewertung, deutlicher wäre also Anthroarchie, Herrschaft des Menschen mittels seiner Besonderheit, der kognitiven Fähigkeiten, Herrschaft des Menschlich-geistigen. Trickreich, könnte man sagen, hat der Monotheismus nun versucht, den menschlichen Geist als göttlichen Logos der Welt unterzuschieben. Am Anfang wäre das Wort gewesen, Gott hätte ähnlich geherrscht wie er es jetzt im Mensch tut und in seinem begreifenden Geist zeige sich deshalb nicht nur eine Vereinigung mit der Welt, sondern auch eine Verbundenheit mit Gott. Überall herrsche der ähnliche Logos, in Gott, der Welt und im Menschen. Die „göttliche Einheit von Geist und Natur“ (Martin Buber, *Die Erzählungen der Chassidim*, Zürich 1949, S. 33) trete in den besonders berufenen Lehrern und Propheten in besonderer Reinheit auf, aber auch jeder einzelne Mensch sei dazu aufgerufen, diese Vereinigung zu leben. Das ist der Schlüssel der neuen Vergöttlichung: ein aktuell besonderes, menschliches Vermögen, der schöpferische und begegnende Geist, wird gleichzeitig als zentrale Eigenschaft Gottes angesehen. Der neue Geistgott wird Baumeister, Töpfer und ewiges, personales Gegenüber. – Die alten Naturreligionen hatten Naturphänomene und Tiere empfunden, nachgeahmt und sich von ihnen inspirieren lassen. Der neue, naturferne Mensch lässt sich von sich selbst und seiner selbstgeschaffenen Welt inspirieren. Er schafft sich einen neuen Gott, der seinen eigenen Fähigkeiten entspricht und ihn selbst gottähnlich macht. Der neue Gott zeigt sich nun nicht mehr in der Natur, sondern prominent in Heiligen Texten. Die Schrift ist das Kraftfeld des Priesterwortes, wo es geschehen kann, dass sich die Schüler zu einer „begeisterten Einheit vereinen ... die mit ihrem Sein auf die göttliche Mitte alles Seins hindeutet.“ (Ebda. S. 27) Hier sieht man die neue humane Welt: in der Mitte des Seins sei Begeisterung, sei Geist, sei etwas, das auch der Mensch in sich als Mitte erleben kann.

Wir bauen uns einen Eingottglauben

So also geht's, man greife irgendein Vermögen, irgendein bewegendes Gefühl heraus und setze es in die Zentralposition von allem. Statt Begeisterung könnte man auch ein ruhiges, ziehendes Glücksgefühl protegieren und in die Mitte von Welt und Mensch setzen:

- Gott zeigt sich dann im erwachenden Morgen, in der ruhigen See nach der Nacht, im Anfang des Tages, wenn die Morgensonne langsam hervorkommt (im alten Ägypten Chepre, der glänzend schimmernde Pillendreher, der im Nilsand aus sich selbst heraus entsteht und hervorkommt), in diesem warmen, leibnahen Empfinden, das sich ebenso mild und ruhig anfühlt wie sich eben die Welt zeigt. Hier sind wir Gott am nächsten, hier ist Gott in uns.
- Oder wie wär's mit einem Gott der Liebe? Sind wir nicht verbunden mit allen Ahnen und eine Lebensfamilie mit allen Tieren, verbunden in Band und Herz-sinn? Die Große Kette der Verwandtschaft reicht bis zu uns und hält mich als Element, das ich wiederum trage. In der Liebe der Geschlechter lebt und zeigt sich das Ganze des Lebens, in der Liebe lebt die gesamte Kette des Lebens und hält sich am Leben. Es ist die Verliebtheit und die Liebe, die neues Leben entstehen lässt und das Leben weiterreicht. Das Leben ist Liebe.
- Oder wie wär's mit dem schwarzen Jaguar, dessen Kraft und Geschmeidigkeit wir bewundern und dessen todbringende Kraft uns schauern lässt; mit der Sonne der Nacht, mit Leidenschaft und Opferbereitschaft; sind nicht sie es, Blut und Opferung, die das Leben ausmachen und mit einem starken Gefühl des Lebendig-seins einhergehen?
- Oder mit einem Gott der Furcht? Zeigt sich unsere Verbundenheit mit dem Ganzen nicht am stärksten in unserer Furcht? Wenn der Wettergott grollt und seine Blitze schleudert, wenn der Kriegsgott auszieht oder die Pest das Leben vernichtet, wenn schwere Krankheit uns begreifen hilft, was wichtig ist im Leben.

Der Götter sind viele. Alle wurden schon verehrt. Vieles bewegt und kann tiefe Verbundenheit bedeuten. Aber eines ist gewiss: In einer poly-emotionalen Welt der diversen Stimmungen lebt es sich besser und wahrer. In der Herzöffnung zu sich und zur Welt zeigt sich Altes und Neues immer wieder gegenwärtig und vielfältig. Der Eingottglaube ebenso wie die Vorherrschaft des Geistes bedeuten Raubbau und extreme Einengung des Lebendigen, die sich der Ganzen Gegenwart verschließen. Verschlossenheit heißt Nicht-Wahrnehmung und Ausschließung. Gegenwart wird in großen Teilen nicht erlebt, Verbindungen werden gekappt oder ignoriert, Leben wird

nicht gelebt. Schon jede dauerhafte Ausschließung wird freilich zum Widersacher des ganzen Lebens. – Das Gegenteil bleibt zu hoffen, für die ganze Gegenwart leben wir.

Naturfreundschaft

Die Fokussierung auf Geist und Person hat sich im jüdisch-griechisch-christlichen Kulturraum verdichtet und schließlich über die ganze Welt verbreitet. Auch wenn es heute für viele keinen persönlichen Gott mehr gibt, so bleibt das Welt- und Selbstbild unvermindert geprägt von der Dominanz von Person und Geist. Anderes Leben, das weniger personenhaft und geistig ist, erscheint als minder oder als Vorstufe. Das gilt nicht nur für Pflanzen und Tiere, sondern auch für die eigene Natur. – Eine Befreundung mit der ganzen Natur müsste mit einer Befreundung mit der eigenen Natur Hand in Hand gehen. Freundschaft beruht auf Sympathie, Bindung und einer gewissen Gleichheit. Solange man sich selbst aber nur als Person begreift, solange man das Spezifische des Menschen, das geistig Personale, mit dem Ganzen des Menschen verwechselt, kann man auch nur mit Personen, sprich Menschen, echte Freundschaften pflegen. Erst wenn wir wieder begreifen dürfen, dass wir Lebewesen sind wie andere Lebewesen und auch Dinge wie andere Dinge, können sich Herzsinn und Sympathie wieder dem ganzen Leben und der ganzen Welt öffnen.

Ich freue mich auf nächsten Mittwoch
und verbleibe mit herzlichen Grüßen

Bildnachweis

- Abb. Seite 7: (Quelle: <https://www.oldbookillustrations.com/illustrations/androcles-lion/>)
- Abb. Seite 8: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 10: Inga Haverkamp
- Abb. Seite 12: Antonia Kölbl
- Abb. Seite 14: (Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bonifatius_Donareiche.jpg)
- Abb. Seite 16: ((c) www.mantarayshawaii.com, Quelle: [youtube.com/user/MantaRaysHawaii](https://www.youtube.com/user/MantaRaysHawaii))
- Abb. Seite 22: Stef Sauer
- Abb. Seite 24: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 30: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 31: ((c) <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/de/legalcode>, Autor Christian Bickel, Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Alfastein_1.jpg)
- Abb. Seite 34: (Fotograf: Armin Kübelbeck, CC-BY-SA <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>, Quelle: Wikimedia Commons https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nietzsche-Stein_01.jpg)
- Abb. Seite 43: Dr. Peter Schomerus
- Abb. Seite 49: Kurt Daschner
- Abb. Seite 53: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 58: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Clione_limacina_by_NOAA.jpg
Urheber: Kevin Raskoff, Hidden Ocean 2005 Expedition: NOAA Office of Ocean Exploration. Quelle: <http://www.photolib.noaa.gov/htmls/expl0391.htm>
- Abb. Seite 66: oben und unten, Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 69: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 74: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 76: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 82: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 91: Robert Josef Kozljanič
- Abb. Seite 97: (Quelle: Archivo General de la Nación Argentina, Inventarnr.: 361903. <https://www.facebook.com/ArchivoGeneraldeLaNacionArgentina/photos/a.141923792499512/1674077159284160/?type=1&theater>)
- Abb. Seite 109: Robert Josef Kozljanič



Rudolf Gaßenhuber

Dipl. päd., geb. 1954, studierte Philosophie, Psychologie und Pädagogik in Regensburg. Nach den Jahren der Theorie eröffnete er mit einem Partner eine Schreinerei und Messebaufirma. Sieben Jahren später, 1986, entdeckte er das Programmieren für sich und gründete eine Softwarefirma zur Entwicklung einer Datenbank zur Katalogproduktion, siehe www.gassenhuber.de. Seine Bindungen an Philosophie und Psychologie blieben unverändert lebendig. Seit etwa zehn Jahren arbeitet er zusätzlich als Psychotherapeut und philosophischer Gesprächspartner in eigener Praxis, siehe www.kontingenztherapie.de.



Robert Josef Kozljanič

Dr. phil., M.A., geb. 1966, studierte Philosophie, Psychologie, Ethnologie und Germanistik in München und Darmstadt. Kozljanič arbeitet als Dozent, Kursleiter, Autor und Verleger. Arbeitsschwerpunkte: Lebensphilosophie, Phänomenologie, Tiefenökologie, Kulturgeschichte, Mythologie, Naturvermittlung und Erlebnispädagogik. Seit 2005 Hauptherausgeber des „Jahrbuchs für Lebensphilosophie“. Jahrelang in der Flüchtlings- und Wohnungslosenarbeit tätig. Leitete Gewaltpräventions- und Sozialkompetenzkurse in den Justizvollzugsanstalten Ebrach und Bernau. Freier Mitarbeiter am Pädagogischen Institut der Stadt München. Gründer und Leiter des Albu-nea Verlages München (www.albunea.de).

Die beiden Autoren sym-philosophieren in diesem Briefdialog auf mit-reißende Art über die vorzivilisatorischen Grundlagen unserer Kultur, über Entfremdungsprozesse und darüber, wie wir ein Mit-der-Natur-Sein (wieder) verwirklichen könnten. Dabei werden die Autoren von einer starken dialogischen Dynamik erfasst. Sich gegenseitig anregend und fordernd werden viele tiefgehende Fragen gestellt:

Was haben wir mit dem Auszug aus der Natur eigentlich verloren? Was bedeutet eine ‚entzauberte‘ Welt und was könnte ein zu bewahrender Kern des Animismus denn sein? Welche Rolle spielen Herrschafts- und Machtstrukturen beim Verlust der Naturbindung? Können wir unseren Weltverlust verringern und unser Naturvertrauen vertiefen? Führt der Weg über Visionen und Grenzerlebnisse? Braucht es dabei Religionen und Rituale? Oder sind Herzöffnung und Sein-Lassen-Können wichtiger? Letztlich ist es womöglich ganz leicht. Wenn es uns nur gelingt, den Herzsinn zu öffnen, die Lebensquellen wieder freizulegen und das konkret Erfahrene miteinander zu kultivieren.

Mit diesen Fragen und mit vielen Erfahrungsbeispielen und anschaulichen Metaphern bietet das Buch einen wertvollen Beitrag zur Auflösung einer heute von vielen Menschen empfundenen Naturferne, Verlorenheit und Ungeborgenheit.



ISBN 978-3-944 708-84-3